

Hertha Schwarz

Fürstliches Frauenleben zwischen Familie und Politik.

Maria Magdalena von Baden-Baden (1619–1688):

Diplomatin, Mutter und ‚Geschäftsführerin‘

Zitate aus Quellen des 17. Jahrhunderts. Sind zum leichteren Verständnis heutigem Deutsch angepasst.
Anhang: Genealogische Übersicht (© Alle Rechte vorbehalten)

Maria Magdalena von Baden, eine geborene Gräfin von Öttingen-Baldern, war 38 Jahre lang, von 1650 bis zu ihrem Tode 1688, regierende Markgräfin von Baden-Baden. Allgemein ist über sie aber kaum mehr bekannt, als dass sie die zweite Gemahlin Markgraf Wilhelms und die Erzieherin des 1655 geborenen Ludwig Wilhelms von Baden, des späteren ‚Türkenlouis‘, gewesen ist.

In einer Porträtzeichnung Wallerand Vaillants meinte man im ausgehenden 19. Jahrhundert ihr Porträt erkannt zu haben (heute in der Kunsthalle Karlsruhe). Diese Zuweisung wurde niemals hinterfragt, dabei ist sie aufgrund der Kleidung äußerst unwahrscheinlich. In der Ikonografie des 17. Jahrhunderts zeigt ein kleiner, am Hals hochgeschlossener Umlegekragen an, dass die dargestellte Frau verwitwet ist. Ein feiner, leicht durchsichtiger Umlegekragen bedeckt auch das Dekolleté der Dame auf unserer Zeichnung aus dem Jahre 1656. Zu diesem Zeitpunkt war Maria Magdalena von Baden-Baden jedoch verheiratet; es kann sich bei diesem Bildnis daher nicht um ihr Konterfei handeln, auch wenn es – wie sich gleich zeigen wird – ihr sehr ähnlichsieht.

Das einzige Porträt, das durch eine Aufschrift Maria Magdalena zugewiesen wird, ist ein kleinformatiges, sehr schlecht erhaltenes Gemälde in der Abtei Lichtenthal. Die Aufschrift selbst ist erkennbar jüngeren Datums als das Bild. Trotz dieser Defizite war mir dieses kleine Gemälde bei der Suche nach einem Porträt der Markgräfin sehr behilflich. Über die physische Ähnlichkeit konnte ich in der Lobkowitz Sammlung drei Gemälde ausfindig machen, die dort als unbekannte Damen geführt werden. Anhand von Inventarlisten aus dem Nachlass der Fürstin Maria Anna von Lobkowitz, der Tochter Maria Magdalenas, war es mir dann möglich, meine Zuweisung abzusichern. Eine der Inventarlisten beschreibt die Bilder nämlich recht genau, z.B. „*Markgräfin zu Baden, geborene Gräfin zu Öttingen, in roter Kleidung mit Pelz ausgeschlagen*“.

Dass Maria Magdalena von Baden der Nachwelt so gut wie unbekannt ist, liegt nicht,

wie man meinen könnte, an fehlenden Quellen. Ganz im Gegenteil: Die Fülle des Quellenmaterials ist so üppig, dass sie kaum zu bewältigen ist. Es besteht zu über 90% aus Briefen der Markgräfin. Insgesamt konnte ich aus verschiedenen Archiven bislang mehr als 800 zusammentragen. Den größten und wichtigsten Komplex in diesem Kompendium bilden 479 Briefe nebst einigen Post Scripta und Fragmenten, die Maria Magdalena im Zeitraum von 1658 bis 1684 an ihre in Prag lebende Schwester Margaretha Anna von Thun-Hohenstein geschrieben hat. Es sind persönliche und vertrauliche Briefe, die teilweise über längere Abschnitte hinweg chiffriert sind. Die Originale dieser Briefe befinden sich im Thunschen Familienarchiv im Staatlichen Kreisarchiv Tetschen-Bodenbach in Tschechien. Die kommentierte Edition dieser Briefe, an der ich seit einigen Jahren arbeite, nähert sich allmählich ihrer Abschlussphase. Sehr gerne würde ich Ihnen ausführlicher über die Ergebnisse dieser Arbeit berichten. Es ist jedoch unmöglich, in einem zeitlich begrenzten Vortrag all die relevanten Themen, die in den Briefen vorkommen, auch nur anzusprechen. Im Zentrum soll daher heute Abend die Person der Markgräfin als Fürstin, Frau und Mutter stehen.

Obwohl ich das Leben Maria Magdalenas teilweise bis in intimste Details rekonstruieren kann, ist es mir bislang nicht gelungen, ihren Geburtstag und -ort zu ermitteln. Wie sie selbst in einem Brief schrieb, war sie älter als ihre Schwester Margaretha Anna. Diese war bei ihrer Heirat im Jahre 1636 16 Jahre alt; damit wäre als Geburtsjahr für sie 1620, vielleicht auch noch 1619 anzusetzen. Maria Magdalena kann dann spätestens Ende 1618/Anfang 1619 das Licht der Welt erblickt haben. Über ihre Kindheit ist kaum etwas bekannt; der Vater, Ernst von Öttingen-Baldern, starb bereits im Jahre 1626. Die folgenden Jahre waren aufgrund der Kriegswirren im Nördlinger Ries für die Gräfin-Witwe Katharina von Helfenstein-Wiesensteig und ihre unmündigen Kinder so beschwerlich, dass sie sich außer Stande sah, länger für die beiden Töchter sorgen zu können. 1634 bat sie Kaiser Ferdinand II., ihre Töchter am kaiserlichen Hof, d.h. in das Frauentzimmer, aufzunehmen. Während Margaretha Anna 1636 Johann Siegmund von Thun-Hohenstein heiratete und nach Prag übersiedelte, trat Maria Magdalena im selben Jahr ihren Dienst als Hofdame bei der Kaiserin Maria Anna (1606–1646) und deren gleichnamiger Tochter an. Am Wiener Hof führte Maria Magdalena ein Leben im inneren Zirkel der Macht mit direktem Zugang zur kaiserlichen Familie. Die existentiellen Sorgen plagten sie aber weiterhin, denn die Unterhaltszahlungen, die ihr ältester Bruder Martin Franz ihr als Vormund leisten sollte, blieben aus. Auf das Geld war sie aber dringend angewiesen, da sie für ihre Garderobe, die stets der neuesten Mode

entsprechen mußte, selbst aufzukommen hatte. Als Kaiserin Maria Anna 1646 starb, trat sie als kaiserliches Kammerfräulein in den Dienst der Kaiserin Maria Leopoldine von Österreich-Tirol (1632–1649), die Ferdinand III. 1648 geheiratet hatte. Während ihres Dienstes am Hof entwickelte sich zwischen ihr und der Erzherzogin Maria Anna (1634–1696) offenbar eine sehr enge Bindung. Maria Anna war die älteste, 1634 geborene Tochter Ferdinands III. Als sie im November 1649 Philipp IV. von Spanien heiratete, sollte Maria Magdalena sie auf Wunsch des Kaisers als Hofdame nach Spanien begleiten. Zu diesem Zeitpunkt war aber bereits der Heiratsvertrag mit Markgraf Wilhelm ausgehandelt; Maria Magdalena lehnte das Angebot ab. Die innige Beziehung zu Maria Anna ist jedoch nie abgerissen. Immer wieder berichtet sie ihrer Schwester von den Briefen der Königin, von den Rezepten, die sie austauschten oder von den exotischen Blumensamen, die ihr die Königin geschickt habe.

Am 6. Januar 1650 heiratete Maria Magdalena in Wien *per procurationem* den seit 1640 verwitweten Markgrafen Wilhelm von Baden. Als Anerkennung für ihre langen und treuen Dienste gewährte ihr der Kaiser eine Zahlung von 20.000 Gulden als Heiratsgut. Im April 1650 hielt Maria Magdalena von Öttingen feierlichen Einzug in Baden-Baden. Mit ihr zog eine Dame von Welt als regierende Markgräfin im Neuen Schloss ein. Sie hatte perfekte Manieren und sie kannte alle Spielregeln der Macht und der Repräsentation. Ihr war auch die wichtigste Eigenschaft eines guten Diplomaten zu eigen: die Contenance. Sie wusste stets die Fassung zu bewahren und die richtige Form zu finden, ohne dass man ihr hinter die Fassade schauen und ihre wirkliche Sicht der Dinge ergründen konnte. Zu diesen Eigenschaften gesellten sich noch Intelligenz und ein ebenso nüchterner wie scharfer Verstand.

Der über 25 Jahre ältere Markgraf hat sicher eine mehr oder weniger große Zuneigung zu dem kaiserlichen Kammerfräulein empfunden; er teilte dies dem Kurfürsten von Bayern sogar schriftlich mit. Eine ebenso große Rolle dürften bei seinen Absichten jedoch auch die Verbindungen Maria Magdalenas zum Kaiserhaus und zur spanischen Königin gespielt haben. Hinzu kam, dass sie über die Verhältnisse des deutschen und böhmischen Hochadels aus erster Hand informiert war und die meisten auch persönlich kannte. Politische Sachlagen und deren künftige Implikationen erfasste sie sehr schnell; Illusionen waren ihr gänzlich fremd. Ich kann keinen einzigen Fall aus ihren Briefen anführen, bei dem sie sich in ihrer Einschätzung einer politischen oder strategischen Situation getäuscht hätte. Dank ihres großen Netzwerkes war sie stets bestens und meistens schon sehr früh über die Vorgänge im Reich informiert. Dieser

Austausch von Nachrichten erfolgte so gut wie ausschließlich über Briefe. Die Markgräfin selbst beschäftigte zeitweise bis zu drei professionelle Schreiber sowie ein bis zwei Gehilfen. Wichtige Korrespondenz, wie die mit ihrer Schwester, erledigte sie eigenhändig. Es ist daher ein unermesslicher Verlust, dass ihre eingehende Korrespondenz nicht erhalten ist. Dafür hat sie zu Lebzeiten selbst gesorgt, indem sie ausnahmslos alle Schreiben verbrannte, sobald sie bearbeitet waren.

Von Anfang an stellte Maria Magdalena ihre Verbindungen in den Dienst der Markgrafschaft. Als sich diese 1654 im französisch-spanischen Krieg unmittelbar in Gefahr sah, stellte sie die Verbindung zum König von Spanien her, wodurch eine Entspannung der Situation herbeigeführt werden konnte. Involviert war sie auch in die Verhandlungen zur Ehe des Erbprinzen Ferdinand Maximilian mit Louise Christine von Savoyen-Carignan. Für die Markgrafschaft wie auch für die Grafschaft Sponheim war es bei der bekannten Nähe der katholischen Linie zu den österreichischen wie auch den spanischen Habsburgern lebensnotwendig, auch ein gutes Verhältnis zu Frankreich zu wahren. In der Heirat mit einer Verwandten des Königs von Frankreich, vor der Maria Magdalena übrigens abriet, sah man in Baden-Baden wohl eine Möglichkeit, sich in dieser Hinsicht abzusichern. Es war ein Projekt, das bekanntermaßen grandios scheiterte.

Maria Magdalena sprach bzw. schrieb nie über das, was sie für andere tat. Ihr soziales Engagement in Baden-Baden kennen wir daher nur aus der Chronik der Jesuiten; von ihren Stiftungen – darunter die Drei-Eichen-Kapelle in Baden-Baden, die Renovation des Nepomuk-Chores in der Stiftskirche oder die Grabkapelle in der Abtei Lichtenthal – künden nur die Urkunden aus ihrem Nachlass. Auch ihre mannigfaltigen Dienste für die Markgrafschaft lassen sich nur aus Schreiben rekonstruieren, die sich an anderen Höfen erhalten haben, sowie durch indirekte Zeugnisse. So schildert sie ihrer Schwester immer wieder die Meinungsverschiedenheiten, die sie mit ihrem Stiefsohn Ferdinand Maximilian in der Beurteilung bestimmter Sachverhalte hatte. Sie schätzte ihren Stiefsohn als Politiker und Vermittler. Nach seinem Tod findet die Klage „*Wäre doch noch unser Prinz Ferdinand da*“ gerade im Hinblick auf Fehlentscheidungen der badischen Politik kein Ende. Seinen persönlichen Lebenswandel indes tadelte sie auf das heftigste.

Das bei Maria Magdalena zu beobachtende Understatement, das stets darauf bedacht war, nicht in den Vordergrund zu drängen, sich gar als unwichtige Randfigur zu stilisieren, ist ein ganz wesentlicher Charakterzug der Markgräfin. Sie wird nicht müde zu betonen, dass sie sich aus allem raushalte, dass dieses oder jenes Sache der

Markgrafen sei und sie hier nichts machen könne. Gleichmaßen entlarvend wie charakteristisch ist ihr zigfach wiederholter Ausspruch „*ich darf nix sagen, sonst hör ich nix.*“ Die Wirklichkeit sah jedoch so aus, dass nicht nur „*ihre Leute*“, d.h. ihr Hofstaat, ihr alles zutrug. Ausnahmslos jeder wandte sich mit seinem Anliegen an sie. Dies umso mehr, als Kaiser Ferdinand III. 1652 Markgraf Wilhelm zum Kammerrichter am Reichskammergericht in Speyer ernannte. Der Markgraf erfüllte diese Aufgabe äußerst gewissenhaft und mit großer Hingabe. Diese Hingabe war wohl so groß, dass sie seiner Gemahlin die Bemerkung entlockte, sie wünschte, ihr herzallerliebster Gemahl würde sich auch für seine Familie so einsetzen wie für das Kammergericht. Die Stellung als Kammerrichter hatte zur Folge, dass Markgraf Wilhelm sich weitgehend in Speyer aufhielt. In der Literatur kann man daher lesen, dass der Erbprinz Ferdinand Maximilian die Regierung in Baden-Baden übernommen habe. Aus den Briefen der Markgräfin an ihre Schwester ergibt sich aber, dass diese Annahme nicht richtig sein kann. Sie war es, die die Regierungsgeschäfte führte. Sie empfing Gesandte und sie erledigte die in Baden-Baden eingehende Korrespondenz des Markgrafen. Sie entschied, was sofort erledigt werden konnte oder was ihm unbedingt zur Kenntnis gebracht werden müsse. Diese Briefe oder Akten schickte sie dann nach Speyer. Der Austausch zwischen den Eheleuten erfolgte über kurze Briefe, in denen sie sich über die zu erledigenden Dinge verständigten. Überbracht wurden die Briefe von eigenen Boten. Nach dem Schlaganfall des Markgrafen im Juli 1674 lag die Regierung bis zu dessen Tod am 22. Mai 1677 faktisch allein in ihren Händen. Ihre unangefochtene Stellung stieß jedoch nicht überall auf Gegenliebe; vor allem die badischen Räte scheinen ihre Vorbehalte gegen sie gehabt zu haben bzw. sahen sich in ihrer Macht eingeschränkt. Die Markgräfin ihrerseits stand der zunehmenden Räteherrschaft grundsätzlich skeptisch, wenn nicht gar ablehnend gegenüber. So befürchtete sie 1677 nach dem Tode Markgraf Friedrichs VI. (Baden-Durlach), dass sein Nachfolger Friedrich Magnus „*die Räte Meister sein*“ lassen würde, „*um zu mehren die Uneinigkeit.*“ Nach dem Tode Markgraf Wilhelms versuchten die baden-badischen Räte die Gunst der Stunde zu nutzen, sie endlich aus dem Weg zu räumen oder zumindest ihre Macht zu brechen. Sie schlugen Ludwig Wilhelm vor, man solle doch das „*Cabinet und was darin bescheinen*“, mit anderen Worten: man solle die Dokumente im Kabinett sichten und versiegeln. Offener hätten sie der Markgräfin ihr Misstrauen nicht aussprechen können. Ludwig Wilhelm war darüber so erzürnt, dass er sagte, „*den ersten, der sich [dazu] unterstehen sollte, wolle er mit Ungnaden aus dem Land jagen, [auch] wenn er schon 50 Jahr im Dienst gewesen sei.*“ Hier zeigt sich, dass Maria

Magdalenas Macht nicht nur eine formelle, eine von ihrem Gemahl geliehene war, sondern dass deren eigentlicher Grundstein ihre Integrität und Kompetenz gewesen ist. Ludwig Wilhelm ließ seine Stiefgroßmutter denn auch nicht, wie es die Tradition vorsah, auf ihren Witwensitz in das Schloss Ettlingen umziehen. Er bestand darauf, sie am Hofe in Baden-Baden zu behalten. Dies ist umso bemerkenswerter, da sie andauernd etwas an ihm auszusetzen hatte und ihn dies auch wissen ließ. Da Ludwig Wilhelm zu ihren Lebzeiten nicht heiratete – ein Umstand, der sie mit größter Sorge erfüllte –, blieb sie bis zu ihrem Tode regierende Markgräfin von Baden-Baden, insgesamt waren es genau 37 ½ Jahre.

Als Maria Magdalena 1650 Markgraf Wilhelm ehelichte, heiratete sie einen Mann mit damals sechs erwachsenen Kindern [siehe Anhang]: Es waren dies Ferdinand Maximilian, Leopold Wilhelm, Wilhelm Christoph, Hermann, Katharina Franziska und Anna. Während Wilhelm Christoph bereits 1652 verstarb und Katharina Franziska 1655 nach *Bisanz* (Besançon) ins Kloster ging, entwickelte sich zwischen den anderen Kindern und der Stiefmutter, die ihnen im Alter viel näherstand als ihrem Mann, eine eigene Dynamik. Die Stiefmutter geriet aber nicht, wie man erwarten könnte, als Störfaktor zwischen die Fronten, sondern wurde zur Mittlerin in den Konflikten zwischen dem Vater und seinen Kindern. Besonders deutlich zeigt sich dies im Falle Ferdinand Maximilians. Jeder kennt die Geschichte vom „unglücklichen deutschen Fürstensohn“, der eine angeblich vergnügungssüchtige Französin heiratete, die es vorzog, am Hofe Ludwigs XIV. in Paris zu bleiben, anstatt ihrem Ehemann in das kleine deutsche Land zu folgen. Der arme Mann wusste sich nicht anders zu helfen, als sein drei Monate altes Söhnchen (Ludwig Wilhelm von Baden) entführen und heim nach Baden-Baden bringen zu lassen. Die unzähligen Briefe in dieser Sache sprechen eine andere Sprache: Ferdinand Maximilian, der allem Welschen sehr zugetan war, machte gar keine Anstalten, Paris zu verlassen, obwohl sein Vater auf eine baldige Rückkehr drängte. Er häufte Schulden in Paris an und behandelte offenbar auch seine Frau nicht besonders gut. In der verfahrenen Situation zwischen Vater und Sohn schlug Maria Magdalena ihrem Stiefsohn vor, ihr doch wenigstens das Kind zu schicken, wenn er selbst nicht nach Hause kommen wolle. Sie werde sich um das Kind kümmern, wie um ihr eigenes. Sie wunderte sich lediglich, wie Louise Christine einwilligen konnte, das Kind allein auf die weite und gefährliche Reise zu schicken. Maria Magdalena blieb offenbar all die Jahre hindurch in brieflichem Kontakt mit Ludwig Wilhelms Mutter. 1678 schrieb sie ihrer Schwester, dass sie ihr gar nicht genug sagen könne, „*wie höflich und obligant Prinz Louis*

Mutter mir das Leid klagt, dass ihr Sohn ihr nur öfter schreiben möge; sie hat ihn mächtig lieb.“

Auch Leopold Wilhelm nahm seine Zuflucht zur Stiefmutter, als er 1659 Katharina Sylvia Caretto di Millesimo, die reich begüterte, aber 20 Jahre ältere Witwe Hermann Czernins von Chudenitz heiratete. In einem Brief bat er die *Frau Mutter*, dem *Herrn Vater*, der von seinen Söhnen vor allem Kinder verlangte, die Vorteile dieser Ehe deutlich zu machen. Damit spielte er auf das zu erwartende Erbe seiner kinderlosen Gattin an. Auf diesem Wege kamen dann auch nach ihrem Tode 1664 die großen böhmischen Besitzungen an das Haus Baden-Baden.

Maria Magdalena hatte bei ihrer Heirat bereits das Dreißigste Lebensjahr überschritten. Mit unverkennbarem Bedauern stellt sie in einem Brief fest, dass sie wenigsten noch drei Kinder zustande gebracht habe; offenkundig hätte sie gerne mehrere Kinder gehabt. Der erste, 1652 geborene Sohn Philipp Franz verstarb bereits 1655 im Alter von drei Jahren. Im gleichen Jahr, am 8. September 1655 kam Maria Anna zur Welt, die nach ihrer Taufpatin, der bayerischen Kurfürstin Maria Anna benannt wurde. Das letzte Kind, Karl Bernhard, folgte am 14. Januar 1657. „*Ist mein Karl mein größtes Kreuz*“ – dieser oder ähnliche Seufzer werden fortan die Briefe der Markgräfin dominieren. Fast in jedem Brief kommt die Rede auf Karl Bernhard und die großen Gefahren, die das Leben des kleinen Prinzen beständig bedrohten. Man kann es schwerlich übersehen: Dieser Sohn war das Lieblingskind der Markgräfin. Sie ließ ihn andauernd porträtieren, beschwerte sich dann über die Maler und versicherte ihre Schwester, der sie Kopien der Bilder schickte, dass „*mein Karl in Wirklichkeit viel liebreizender*“ sei als auf dem Bild. Es war nicht so, dass sie Karl Bernhard bevorzugt und die anderen Kinder dafür vernachlässigte hätte. Sie kümmerte sich aufopferungsvoll um alle, einschließlich Ludwig Wilhelms. Wenn sie alle gleichzeitig an Kinderkrankheiten darniederlagen, ging sie noch nachts von Zimmer zu Zimmer, um nach ihnen zu sehen. Sie saß auch noch bei dem fast schon erwachsenen Ludwig Wilhelm am Bett, der es – an Krankheit nicht gewohnt – kaum aushielt, einmal drei Tage im Bett verbringen zu müssen. Sie wandte viele Mühe daran, allen eine gute Erziehung zukommen zu lassen. Besonders streng – immer die Zukunft der Prinzessin im Auge – ging sie dabei mit ihrer Tochter Maria Anna um. Diese durfte nicht mitfahren, wenn die markgräfliche Familie – mit Ausnahme Maria Magdalenas – mit großem Pomp und mehr als 150 Pferden nach Straßburg zur (Handels)Messe fuhr, obwohl sie sich die Augen ausweinte. Die Markgräfin sah in dem Treiben in Straßburg eine Gefahr für den guten Ruf ihrer Tochter, den es unter

allen Umständen zu wahren galt. Bei Festen harrte sie bis in die frühen Morgenstunden aus, um sicherzugehen, dass nicht gegen die guten Sitten verstoßen würde. Sie untersagte Maria Anna, die allgemein nur *Mariandl* genannt wurde, in Komödien und Balletten eine männliche Rolle zu spielen; manchmal verbot sie ihr die Teilnahme gleich ganz. Gleichzeitig sorgte sie dafür, dass Maria Anna schon in jungen Jahren perfektes Französisch erlernte, und man kann sicher sein, dass sie sie in allen Fragen der Etikette, der höfischen Lebensart und Diplomatie unterwies. Jahre später sollte Maria Anna als verheiratete Fürstin von Lobkowitz die Früchte dieser Erziehung am kaiserlichen Hofe genießen. Sie war dort hochangesehen, genoss eine Vertrauensstellung und wurde oft von Kaiser und Kaiserin als Vermittlerin in heiklen Missionen eingesetzt.

Die besondere Stellung Karl Bernhards als Liebling seiner Mutter äußerte sich darin, dass ihr scharfer Verstand in allem, was ihn betraf, in die falsche Richtung lief oder ganz aussetzte. Was ihr an ihrem Sohn nicht gefiel oder was sie als Mangel erachtet haben mochte, analysierte sie entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit nicht, sondern projizierte das Unerwünschte auf andere. Die beste Projektionsfläche bot der nur zwei Jahre ältere Ludwig Wilhelm, an dem sie immer tadelte, *brutal*, d.h. im konkreten Fall draufgängerisch, und gottlos zu sein. Sie klagte, dass er monatelang nicht beichte; in der „*Lastergrub zu Baden*“ habe er ja gelernt, keine Todsünde zu fürchten. Es sei alles zum Herzzerspringen. Sie habe schon viele üble Tage in dem Haus erlebt, aber nie sei es schlimmer gewesen, und „*mein Karl [ist] mein größtes Kreuz, da er hier so verführt wird.*“ Sie verbot Karl zeitweise sogar den Umgang mit Ludwig Wilhelm. Gefruchtet hat das alles nichts; im Übrigen verhielten sich die beiden jungen Prinzen völlig normal und ihrem jeweiligen Alter entsprechend. Allerdings bescherten sie der Markgräfin so manche Aufregung, wenn sie mit Feuerwaffen hantierten und sich dabei verletzten. In ihrer Sorge um den geliebten Sohn schadete sie dem Kind zuweilen sogar; so ließ sie ihn aufgrund einer vermeintlichen Augenverletzung mehrere Tage im verdunkelten Zimmer liegen, bis Karl tatsächlich Sehstörungen entwickelte. Erst ein eigens aus Straßburg herbeigerufener Bader konnte sie, wie sie selbstkritisch zugab, zur Vernunft bringen. Diese übersteigerte Ängstlichkeit, die selbst das angeborene Misstrauen der Markgräfin überlistete, blieb nicht ohne Folgen. Karl Bernhard verstand es sehr früh, die Ängste seiner Mutter zu instrumentalisieren: Sobald er nicht bekam, was er wünschte, wurde er krank. Als zum Beispiel die Markgräfin 1668 mit Maria Anna und Karl Bernhard nach Hechingen zur Fürstin von Hohenzollern fuhr, sollte der Elfjährige in der Kutsche mit Mutter und Schwester mitfahren. Er wollte aber lieber reiten. Kurz vor Horb, wo Station

zur Nacht gemacht wurde, erkrankte Karl „*auf den Tod*“. Die Markgräfin ließ alle erreichbaren Franziskaner des nahen Klosters zusammenrufen, die die ganze Nacht für das Kind beteten. Am Morgen war das Wunder geschehen: Karl Bernhard saß gänzlich genesen hoch zu Ross und legte den weiteren Weg nach Hechingen reitend zurück.

Maria Magdalena oblag in Baden-Baden nicht nur die Geschäftsführung in Regierungssachen und der Nachrichtendienst, will heißen der Informationsaustausch mit anderen Höfen. Ihr oblag, wie wir soeben gehört haben, auch die Fürsorge für die Kinder. Als wäre damit der Tag nicht schon mehr als ausgefüllt, hatte sie als ranghöchste Frau auch die Oberaufsicht über die Hofhaltung. In der Küche bereitete sie oft selbst Säfte, Limonaden, Konfekte und vor allem Arzneien für die Familie zu. Von ihrer Schwester gefragt, wie viele Personen im Schloss zu Baden-Baden lebten, teilte die Markgräfin ihr mit, dass es 230 seien. „*Aber denkt ja nicht, dass ich die alle kenne.*“ Natürlich kannte sie sie alle, einschließlich Abstammung und wirtschaftlicher Verhältnisse. Oft genug hat sie sich auch darum bemüht, dem einen oder anderen treuen Diener eine vorteilhafte Ehe zu vermitteln. Sie musste sich aber auch mit den sehr menschlichen Seiten des Hoflebens auseinandersetzen, wenn z.B. die immer in großer Zahl anwesenden fremden Kavaliers zechten und sich dann wegen einer Frau halb totprügelten. Hierfür gab es zwar einen Hofmarschall, aber letztlich landete doch alles bei der Fürstin. Zu den zeitintensivsten und wohl auch anstrengendsten Pflichten gehörte die Repräsentation sowie die Bewirtung der überaus zahlreichen Gäste. Bemerkungen wie „*ich kann nicht mehr weiterschreiben, unsere Gäste kommen*“ oder „*die Durlacher fahren gerade in den Hof*“ sind in den Briefen an ihre Schwester Legion. Es galt nicht nur, die Gäste standesgemäß zu empfangen. Da diese mehrere Tage blieben, mussten sie mit aufwendigen Programmen unterhalten werden. Dazu zählten Theateraufführungen, Ballette, Wirtschaften, Ausfahrten, gegebenenfalls Schlittenfahrten, Ringrennen und Jagden.

Die Forschung hat die katholische Linie des Hauses Baden sträflich vernachlässigt. Nur so war es möglich, dass Otto Flake 1934 in seinem „*Türkenlouis*“ ein bis heute nachwirkendes Zerrbild des baden-badischen Hofes entwerfen konnte. Die Vorstellung eines kleinen, ebenso unwichtigen wie armseligen Hofes fand sogar Eingang in die Forschung. Christian Beese kam etwa in seiner Biografie Hermanns von Baden zu dem Schluss, dass man am baden-badischen Hof nicht in der Lage gewesen sei, den Erbprinzen – damit meinte er Ludwig Wilhelm – standesgemäß zu erziehen. Das Gegenteil war der Fall: es gab weit und breit keinen Hof, der eine Fürstin vom Format Maria Magdalenas

aufbieten konnte. Und ob der baden-badische Hof ärmlich war, darf entschieden bezweifelt werden. Im Zuge meiner Recherchen bin ich im Bayerischen Hauptstaatsarchiv auf die Beschreibung der Fastnacht gestoßen, „*wie sie 1668 in Baden*“ stattgefunden hat. Ich möchte hier lediglich einen Aspekt hervorheben: Neben vielem anderen war z.B. für die ‚Wirtschaft‘ im großen Schlosssaal ein Berg Parnassos aufgebaut worden. Zu diesem Berg der griechischen Mythologie kam auch in Baden-Baden der Pegasus, schlug mit dem Huf auf den Felsen, und aus diesem entsprang eine Quelle, aus der Wein sprudelte. Bemerkenswert ist hier nicht die dargestellte Szenerie, sondern die kostspielige Ingenieurleistung, die für dieses Arrangement erforderlich war. Sie will so gar nicht zum kargen Fürstenhof Otto Flakes passen.

Baden-Baden hatte aber nicht nur eine prächtige Hofhaltung, es war auch ein Zentrum des süddeutschen Hochadels. Hier fanden sich u.a. regelmäßig und zu den unterschiedlichsten Anlässen Persönlichkeiten wie der Kurfürst von der Pfalz ein, die Pfalzgrafen von Simmern und Bischweiler, die Herzöge von Württemberg, der Fürst von Hohenzollern-Hechingen oder die Bischöfe Franz und Wilhelm von Fürstenberg, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine zentrale Rolle in der Reichspolitik spielten. Sie kamen alle mit größerem Gefolge und zahlreichen Pferden; auf vier Personen kamen im Schnitt um die 40 bis 60 Diener und 80 Pferde. Jeder Besuch war eine logistische Herausforderung. Jedes Jahr fand sich zudem eine illustre Gesellschaft in Ettlingen zur Hirschbrunft ein. Die Gäste logierten im Ettlinger Schloss; in der Nähe von Bruchhausen (bei Ettlingen) befand sich die Nymphenhütte, eine Jagdhütte mit Küche und Speiseräumen, die tagsüber als Quartier diente und wohl auch die Möglichkeit zur Übernachtung bot. Für Maria Magdalena als Gastgeberin waren diese beiden Wochen äußerst stressvoll. Sie datierte Briefe schon mal mit „*Ettlingen, in der verfluchten Hirschbrunft*.“ Eine weitere, sehr sprechende Bezeichnung für diese Jagd war „*meine Karwoche*“. Was für ein gesellschaftlicher Magnet diese Jagd war, zeigt der Brief der Markgräfin vom 21. September 1669. In Ettlingen, schrieb sie, seien so viele Fürsten, Grafen und Herren versammelt, als wäre es ein Reichstag: „*ich habe noch keine schlimmere Hirschbrunft erlebt als diese, denn sie fangt nicht den zwei- oder dreiundzwanzigsten [September] an, sondern drei Wochen zuvor haben wir schon die Leute im Haus gehabt; und gestern ist auch noch der alte Landgraf von Neifeldt gekommen und die Gräfin von Löwenstein samt ihrem Herrn (Ferdinand Karl von Löwenstein). Morgen soll der Bischof von Straßburg (Franz von Fürstenberg) kommen und seine Brüder, der aus Frankreich (Wilhelm von Fürstenberg) und der aus Bayern (Hermann von*

Fürstenberg), und der Kurfürst von Heidelberg (Karl I. Ludwig) und der Kurprinz (Karl II.). Prinz Hermann, meinen Sohn, erwarte ich stündlich und noch andere mehr. Ich fürchte, der König aus Polen kommt auch noch dazu; es ist solch ein Leben, als wäre es ein Henkersmahl.“ Gerade bei dieser Hirschjagd, am 29. September, verunglückte der Erbprinz Ferdinand Maximilian. Ein Schuss löste sich aus seinem Jagdgewehr und durchschlug ihm den Arm. Neun Tage später, am 7. Oktober 1669, starb er in Ettlingen am Brand. Die überall in der Literatur zu findende Angabe, Ferdinand Maximilian sei am 4. November in Heidelberg verstorben und auch dort auf der Jagd gewesen, ist damit endgültig ins Reich der Fabeln und Märchen verwiesen.

Würde man nur die offiziellen Briefe der Markgräfin kennen, bliebe von ihr nur das Bild einer distanzierten und förmlichen Person ohne Ecken und Kanten. Der besondere Wert der persönlichen Briefe an ihre Schwester besteht daher darin, dass der Mensch und sein individuelles „Ich“ hinter der Maske der Fürstin zum Vorschein kommen. Das möchte ich an einem, wie ich meine, zentralen Beispiel genauer darlegen. Als Elisabeth Charlotte von der Pfalz 1671 nach Frankreich verheiratet wurde, sagte sie voraus, dass es keine gute Ehe werden könne: *„Sie kann nicht dissimulieren. Ist den Franzosen feind und muss doch bei ihnen bleiben.“* Mit *dissimulieren* meinte die Markgräfin sich verstellen, etwas vortäuschen können, das nicht der Wahrheit entspricht. Sie erachtete diese Fähigkeit jedoch nicht als negativ, sondern als lebensnotwendig, zumindest als unentbehrlich, um im höfischen Leben bestehen zu können. Sie war sich dabei der negativen Folgen für das eigene Wohl aber mehr als bewusst; ihre Krankheiten, schrieb sie einmal, kämen meist vom Dissimulieren, ihr sei, als wolle *„der Herr mir den Herzbeutel sprengen.“* Damit wissen wir, dass Maria Magdalena selbst *dissimuliert* hat; sie tat es nicht aus Gefallen an Lüge und Intrige, sie tat es, um ihre Pflichten zu erfüllen.

Angeichts der praktizierten Verstellung halte ich es für unmöglich zu ergründen, ob sie Markgraf Wilhelm aus Berechnung oder aus Zuneigung geheiratet hat. Vielleicht hat sie ihn geliebt, ganz sicher aber hat sie ihn geachtet und mit größter Wahrscheinlichkeit auch Dankbarkeit für ihn empfunden. Sie verliert selbst ihrer Schwester gegenüber nie ein schlechtes Wort über ihren Gemahl, obwohl sie ihn öfters tadelt, in der einen oder anderen Sache zu nachlässig zu sein oder sich trotz seines hohen Alters an jeder *„Fresserei und Sauferei“* zu beteiligen. Sie war aber entsetzt, eines Tages feststellen zu müssen, dass ihr Gemahl schon seit Jahren mit einem Kutscher nach Speyer zu fahren pflegte, der Calvinist war. Das brachte dem Markgrafen einen heftigen Tadel ein, da der Kerl – so der Ausdruck der Markgräfin – schon lange habe katholischen werden wollen.

Überhaupt war sie der Meinung, die badischen Markgrafen seien allesamt in Religionsdingen viel zu lasch; deswegen hätten sie am Hofe auch „*Türken, Juden und Calviner.*“ Auch die von Markgraf Wilhelm so hoch geschätzten Jesuiten fanden in ihren Augen keine Gnade. Sein Beichtvater, Pater Schmeltzing, „*war im Leben nix nutz, im Tod noch weniger*“, womit gemeint ist, dass er zu Lebzeiten des alten Herrn nichts taugte und auch nach seinem Tode keine Hilfe war. Wer sich länger am Hofe in Baden-Baden aufhielt, mußte damit rechnen, katholisch gemacht zu werden. So erging es auch ihrer leiblichen Kusine Maria Johanna von Helfenstein; diese war aus freiem Willen und zum Entsetzen ihrer katholischen Familie lutherisch geworden und hatte auch ihren ersten Ehemann, Maximilian Adam von Leuchtenberg, zum Abfall vom katholischen Glauben bewogen. In zweiter Ehe hatte sie Christian I. von Pfalz-Birkenfeld-Bischweiler geheiratet, und hielt sich schon allein wegen der räumlichen Nähe oft und lange in Baden-Baden auf; die Pfalzgrafen lebten in Bischweiler im Elsass. Als sie in Baden-Baden eines Tages erkrankte, nutzte Maria Magdalena die Gelegenheit, ihr predigen zu lassen. Die Pfalzgräfin wollte nun gar nichts von Bekehrung hören und war „*auch so gar besessen, dass sie gesagt: sie wolle lieber auf lutherisch dem Teufel zuhören.*“

Als der Markgraf 1674 infolge eines schweren Schlaganfalls dauernd auf fremde Hilfe angewiesen war, übernahm sie seine Pflege persönlich. „*Ich will es gerne tun*“ schrieb sie ihrer Schwester; sie verlor kein Wort der Klage über diese aufreibende Arbeit. Ich meine darin den eben erwähnten Dank erkennen zu dürfen; Dank dafür, dass er sie vor dem Schicksal bewahrt hat, als ledige, alternde Frau ihr Leben fernab der Heimat in spanischen Diensten fristen zu müssen. Dankbarkeit vielleicht auch für das ihr entgegengebrachte Vertrauen. Die äußeren Umstände, vor allem die permanente Kriegsgefahr, machten Maria Magdalena das Leben in Baden-Baden aber nicht leicht. Die andauernde Bedrohung aktivierte zudem noch ein tiefsitzendes, niemals überwundenes Trauma ihrer jungen Jahre, und zwar die Angst vor dem totalen Ruin. Die existentielle Not ihrer Kindertage und ihre prekäre finanzielle Situation am Kaiserhof hatten zur Folge, dass sie sich zeit ihres Lebens nicht von der tiefsitzenden Angst befreien konnte, bei nächster Gelegenheit alles zu verlieren. Diese Urangst verband sich zudem noch mit einem religiösen Moment. Gottesfürchtig und abergläubisch, wie sie war, fürchtete sie dauernd, dass Fehlverhalten jeder Art, sei es Tanzen bis in die frühen Morgenstunden oder Fleischessen am Freitag, Unglück über das Haus, seine Mitglieder und das ganze Land bringen würde.

Trotz dieser Ängste und ihres überbordenden Pessimismus hat sie die großen

Anforderungen, die das Leben an sie als regierende Fürstin und Mutter stellte, großartig gemeistert. Möglich war dies jedoch nur mit Disziplin, Pflichtbewusstsein und äußerster Härte gegen sich selbst. Deutlich wird dies an dem wohl schwersten Schicksalsschlag, den sie zu verkraften hatte. Karl Bernhard, ihr über alles geliebter Sohn, trat trotz seines Jurastudiums und der Expektanz auf die Stelle des Kammerrichters in kaiserliche Militärdienste. Der zwanzigjährige wurde, ohne überhaupt über militärische Erfahrung zu verfügen, Obristleutnant der Regiments Portia. Als solcher versuchte er im November 1677 vergeblich das belagerte Freiburg zu verteidigen. Und dann kam der Juli des Jahres 1678. Am 2. Juli traf in Baden-Baden die Schreckensnachricht ein, dass Ludwig Wilhelm in einem Gefecht mit den Franzosen (im Rahmen des französisch-holländischen Krieges) schwer verwundet worden sei. Kaum war dieser Schock überwunden, muss die Nachricht vom Tode Karl Bernhards eingetroffen sein. Er war am 6. Juli im Alter von 21 Jahren in der für die Kaiserlichen so katastrophal verlaufenen Schlacht bei Rheinfelden gefallen. Von der Hand der Markgräfin sind aus diesen Tagen keine Briefe erhalten. Wahrscheinlich hat sie einen Zusammenbruch erlitten; sie selbst berichtet später von einer Unpässlichkeit, die eine Kur unumgänglich gemacht habe. Wir wissen daher nicht, ob sofort bekannt war, dass Karl tot war, oder ob er nur als vermisst gemeldet wurde. In den zeitgenössischen Berichten und Druckschriften wird sein Tod zwar unterstellt, berichtet wird aber nur, dass man ihn zuletzt auf seinem Pferd auf der brennenden Rheinbrücke gesehen habe. Er sei wohl in den Rhein gestürzt, die Leiche sei aber nie gefunden worden. Im Archiv der Fürsten von Lobkowitz habe ich den Brief des fürstlich-lothringischen Feldapothekers Jakob Zehner gefunden; in dem Schreiben schildert er der Markgräfin den Tod ihres Sohnes. Er selbst habe ihn nach dem Gefecht, als er in Gefangenschaft geführt wurde, tot auf der Brücke liegen sehen. Ein Musketenschuss habe das Herz getroffen; *„er hat niemanden von seinen Diener mehr bei sich gehabt, denn die waren schon alle tot. Als er um- und auf den Rücken fiel, ist er gleich tot gewesen. Er hatte noch seinen bloßen Degen in der Hand gehabt und hat sich ritterlich gewehrt bis auf die letzte Stunde.“* Was dann mit dem Leichnam geschehen sei, wisse er nicht. Dieser Brief ist eines der ganz wenigen Schreiben, die Maria Magdalena aufbewahrt hat. Nach ihrem Tod ist es in den Besitz ihrer Tochter Maria Anna gekommen und auf diese Weise nach Böhmen gelangt. Im Generallandesarchiv Karlsruhe liegt ein Notifikationsschreiben, das Maria Magdalena am 23. August an Christiane von Brandenburg abgehen ließ. Sie berichtet vom heldenhaften Tod ihres Sohnes und entschuldigt sich, dass die Notifikation etwas verspätet komme, aber sie sei unpässig gewesen. Es ist ein

höfischer Brief, wie ihn damals jeder in dieser Form zu formulieren pflegte. Selbst das Herzleid, das man erlitte habe, findet in floskelhafter Form Erwähnung. Es ist aber unmöglich, anhand eines solchen offiziellen Briefes auf die Gemütsverfassung des Absenders zu schließen. Die Gemütsverfassung der Markgräfin offenbart sich hingegen in einer Antwort auf die Bitte ihrer Schwester, man möge ihr doch ein Andenken an Karl Bernhard zukommen lassen: Sie wolle nachsehen, ob sie etwas finde, antwortete Maria Magdalena, denn „*ich habe nichts gesehen von seinen Sachen. [...] vergangene Woche habe ich erst seine schwarz-gold gestickte Schabrake bekommen samt den Esels- und Pferdedecken. Ich habe mich schier totgeweint.*“ Eindrucksvoller kann sich die Kluft zwischen Fürstin und Mutter, zwischen öffentlichem und privatem „Ich“ nicht manifestieren. Maria Magdalena hat ihren Sohn Karl Bernhard nie wieder in einem Brief erwähnt.

Maria Magdalena starb am 30. August 1688 im Schloss zu Ettlingen, das gemäß Ehevertrag ihr Witwensitz war. Die Einzige, die bis zu ihrem Tode bei ihr am Bett saß, war ihre ledige Stieftochter Anna. Das entbehrt nicht einer gewissen Ironie, denn von allen ihren Stiefkindern mochte sie diese Tochter am allerwenigsten. Wie diese an ihren Bruder Hermann schrieb, hatte die *Frau Mutter* keine Krankheit, außer das Alter. Bestattet wurde Maria Magdalena in dem von ihr renovierten südlichen Chor, dem sog. Nepomuk-Chörlein in der Stiftskirche zu Baden-Baden.

Als man die Verlassenschaft der Markgräfin in Ettlingen erfasste, kam eine weitere, eine ganz andere und unbekannte Maria Magdalena zum Vorschein. Man fand bei ihr, die immer über Verschwendung, Not und Ruin bittere Klagen geführt hatte, Bargeld in Höhe von 19.930 Gulden und 41 Kreuzer sowie eine lange Liste mit Schuldverschreibungen und anderen Besitzurkunden. Hinzu kamen noch Wertsachen, die sie in Hechingen und Frankfurt deponiert hatte. Zum Vergleich: die Summe von 19.903 Gulden überstieg zu der Zeit die Jahreseinnahmen, die aus der Markgrafschaft zu erzielen waren, beträchtlich. Das Bargeld rettete Ludwig Wilhelm finanziell über ein schwieriges Jahr. Erst seine Witwe Sibylla Augusta konnte die Summe 1707 an ihre rechtmäßigen Erben auszahlen. Maria Magdalena hatte all die Jahre neben ihren Aufgaben als Fürstin und Mutter noch ein ganz eigenes, völlig privates und unabhängiges Leben geführt. In diesem Leben führte sie genau Buch über ihre Einkünfte und Ausgaben, sie bewirtschaftete das Gut Scheibhardt, kaufte Land, verlieh Geld und trieb zeitweise Kleinhandel mit Textilien. So ließ sie über ihre Schwester in Böhmen günstig Schürzen einkaufen, für die in der Schweiz bis zu 2 Rheintaler bezahlt wurden. Auf den ersten Blick fällt es schwer,

diese unabhängige, geschäftstüchtige wie tatkräftige Frau auf der einen mit der steifen, formellen, ewig klagenden Fürstin und Mutter auf der anderen Seite in Einklang zu bringen. Aber vielleicht liegt zwischen diesen gegensätzlichen Polen ihr eigentlicher Wesenskern: Sie war stets darauf gefasst, im nächsten Moment von Gott von dieser Welt abberufen zu werden. Bis dahin aber lebte sie, die ihr auferlegten Prüfungen ertragend, im Hier und Jetzt und trug weltliches Gut zusammen, um ein Bollwerk gegen den allgegenwärtigen Ruin zu errichten. Zusammen mit einer gewissen, immer wieder mal in den Briefen aufblitzenden Eitelkeit, einer harmlosen Lust am Lästern und dem trockenen Humor, nimmt dies der strengen Frau die Härte und macht sie menschlich.

Maria Magdalena hat im Leben Ludwig Wilhelms von Baden tiefe Spuren hinterlassen. Es war weniger ihre Erziehung, deren Erfolg sie bei dem höchst eigenwilligen Erbprinzen manchmal selbst bezweifelte: „*Gott hilf, meine Zucht ist bald wieder weg*“. Was Spuren hinterlassen hat, war ihre Person in toto; es war die intelligente, herausfordernde und dominante Frau, die Ludwig Wilhelms Frauenbild nachhaltig prägen sollte. Zeitlebens war er für weiblichen Rat empfänglich und intelligenten Frauen sehr zugetan. Den sicheren Tod vor Augen, hat er die Regierung und die Sorge für die Markgrafschaft ohne jeden Abstrich seiner zwanzig Jahre jüngeren Ehefrau Sibylla Augusta von Sachsen-Lauenburg anvertraut. Wie wir wissen, war es eine sehr gute Entscheidung. Maria Magdalena wiederum hätte sich sehr gefreut, wenn sie Ludwig Wilhelms Heirat noch erlebt hätte. Hatte sie doch vergeblich versucht, ihre ungeliebte Stieftochter Anna mit Julius Franz von Sachsen-Lauenburg, Sibylla Augustas Vater, zu verheiraten. Viel mehr noch hätte es sie gefreut, dass es Sibylla Augusta gelungen ist, aus Prinz Louis, dem draufgängerischen und gottlosen Kerl, der er in Wirklichkeit gar nicht war, einen frommen Mann zu machen, der seinen Soldaten zum Schluss das Fluchen untersagen und das Beten verordnen wollte.

Genealogische Übersicht*

* Bei den Kindern Markgraf Wilhelms aus erster Ehe sind nur diejenigen erfasst, die 1650 noch am Leben waren.



